Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 15 (1935-1936)
Heft: 2-3

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

reichischen Heeresministerium durch eine Militärmission vertreten ist. Trotz der Dementis aus Wien werden diese Angaben immer wieder bestätigt.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht scheint dem Heimwehrführer Starhemberg wenig zu behagen, weil dann alle die Wehrformationen überflüssig würden und abgebaut werden könnten. Starhemberg hat nun die Zusammenfassung aller Wehrverbände: der Heimwehren, ostmärkischen Sturmscharen, christlichen Turner und Freiheitsbund, in einer Einheitsorganisation proklamiert, womit der Einfluß der Heimwehren und damit die Macht Starhembergs vergrößert wurden. Getreu nach fascistischem Vorbild scheint Starhemberg neben dem Heer eine Miliz schaffen zu wollen. Die Ablehnung der Heimwehren und ihrer von Italien abhängigen Politik hat im Tirol zur Auferstehung der Standschützen geführt, die 1915 in der Hauptsache den ersten Ansturm der Italiener gegen das Südtirol abgewehrt haben und Seite an Seite mit den regulären Truppen im Gebirgskrieg der Dolomitenfront Großartiges geleistet haben. Während das Dritte Reich sich geradezu ängstlich bemüht hat, die Politik von der Reichswehr und nun auch vom neuen Reichsheer fern zu halten, geht Österreich den umgekehrten Weg, indem das gesamte Bundesheer in die Vaterländische Front eingegliedert wurde. Für den inneren Wert des Bundesheeres kann das sicher nicht von Vorteil sein.

* * *

So regt sich Mars wieder einmal tüchtig rings um unser Land in allen vier Nachbarstaaten und drückt ihnen seinen Stempel auf. Wir tun gut, diese Dinge zu beachten und daraus die Konsequenzen zu ziehen: Verbesserung unserer Landesverteidigung auf der ganzen Linie.

Gottfried Zeugin.

Kultur- und Zeitfragen

Neue Zeitrechnungen: Revolutionskalender.

Eadem, sed aliter. (Schopenhauer.)

Religiöse und politische Umwälzungen pflegen sich ihren eigenen Kalender zu schaffen. Für den Geist großer Revolutionen ist es kennzeichnend, daß ihre Träger mit Verachtung, ja Haß auf die vorangehende Zeit blicken und sie für erledigt und abgetan halten. Eher wird an eine idealisierte Vorzeit angeknüpft, in der sich der Keim der jungen Hoffnungen abzubilden scheint, ja die vielleicht den Morgentraum einer bessern, machtvollen Zukunft schon einmal verwirklichte. — So unzufrieden man mit den Zeitgenossen und Vätern zu sein pflegt, so überzeugt ist man von der Freiheitsliebe der Urahnen und dem Glück der Kindeskinder. Vielleicht würden die Völker nicht leben können ohne diesen Wahn. Zwischen Vorvergangenheit und Zukunft liegt freilich die immer friedlose Gegenwart. Notwendig friedlos, weil zwischen Beharren und Fortschreiten, zwischen der heutigen und der morgigen Generation immer ein unlösbarer Gegensatz und Zwiespalt klafft und die tiefe, ewige Sehnsucht der meisten Menschen, daß es anders werde, uns nie zur Ruhe gelangen läßt. In diesem Sinn, der eine Gemütsveranlagung, nicht eine politische Einstellung bezeichnet, gibt es wenige „Konservative". So töricht er wohl scheinen mag, so ist doch zweifellos der Wunsch nach Veränderung — sei's auch aus glücklicher Lage! — eine der verbreitetsten und allgemeinsten menschlichen Eigenschaften. Es ist falsch, dieses Streben etwa nur den „faustischen" Rassen oder dem

weiblichen Geschlecht oder den muntern, sanguinischen Franzosen zuzuschreiben [1]). Vielmehr gilt ganz allgemein Wotans „Wandel und Wechsel liebt, wer lebt" („Rheingold"). Ja, es besteht zu Recht, was Gottfried Keller in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" so drastisch ausdrückt: „Er hat's wie der Teufel; ich muß mich verändern! sagte der, nahm eine Kohle unter den Schwanz und setzte sich auf ein Pulverfaß." Den Viggi Störteler, der Aprikosen aus dem Fenster wirft und Holzäpfel ißt, trifft man überall an. Es gibt große Parteien und ganze Länder, die ihm nicht rasch genug nacheifern können; es geht den Umsturzleuten und den Irredentisten viel zu gut. Wir hielten es eher mit der Regel: Quieta non movere. —

Solcher Einsicht haben die „quietistischen" Orientalen ebenso tiefen Ausdruck verliehen wie nordische Völker. Unter allen Zonen taucht die Weisheit auf, die sich für uns wohl am vertrautesten im ewig wahren plattdeutschen Märchen „Vom Fischer und syner Fru" ausspricht. Man erinnere sich an die Geschichte von Abdallah und dem Derwisch in Tausendundeiner Nacht. Ein Derwisch rettet den in der Wüste verschmachtenden beraubten Abdallah; er erquickt ihn und schenkt ihm überdies vierzig von seinen achtzig mit Schätzen beladenen Kamelen. Mit Dank trennt sich Abdallah von seinem Wohltäter, doch bald eilt er ihm nach und bestürmt ihn mit Bitten. Der Derwisch schenkt ihm weitere zwanzig Kamele und behält schließlich nur noch ein einziges. Doch zum vierten Mal kehrt der Wanderer zurück und fragt, was denn der andere, als Mönch, mit diesen Reichtümern beginnen wolle. Und der Derwisch überläßt ihm endlich sein achtzigstes und letztes Kamel — nimmt aber ein kleines Büchschen weg. Der gierige Abdallah bemerkt es und glaubt, es sei besonders wertvoll. Doch der Derwisch belehrt ihn, es enthalte nichts als ein wenig Salbe; streiche man sie über die Augen, so erblinde man. Abdallah glaubt ihm nicht, bestürmt ihn mit Bitten, bedroht ihn — bis zuletzt der Derwisch nachgibt und ihm das Büchschen überläßt. Der Leser wird sich den notwendigen Schluß ergänzen: Abdallah bleibt blind und verzweifelt in der Wüste zurück. — Oder man denke an das vom holländischen Dichter Dekker (Multatuli) erzählte javanische Geschichtchen vom Steinhauer, der sich nach Abwechslung sehnt, jeden gewünschten Beruf ergreifen darf, König und Gott wird, schließlich aber wieder beim Steinklopfer landet. Vom Volksliedchen („Das Büblein, das überall mitgenommen werden wollte") bis in höchste religiöse und philosophische Systeme hinein läßt sich diese Erkenntnis verfolgen, daß Stillstand dem Menschen Rückschritt bedeutet und Erreichtes ihn langweilt. Selbst wer tief überzeugt von der Nichtigkeit der Wünsche wäre und einzig nach ihrem Erlöschen in des Weltatems wehendem All und seligem Nirwana sich sehnte, müßte sich diese Erkenntnis immer neu erobern. Sogar Weisen pflegt es so zu ergehen wie den Philosophen in Molières Possen, die den unerschütterlichen Gleichmut preisen, aber nach einer formellen Einwendung mit Stöcken übereinander herfallen. Im Gegensatz zu müdem Verzicht (und zur Weisheit seiner Hauptwerke) rühmt freilich ein Richard Wagner, ihm habe die Norn als köstlichstes Wiegengeschenk den nimmer zufriedenen Geist mitgegeben. Solche Naturen machen Geschichte. Es hilft nichts, daß behauptet wurde, glücklich seien jene Völker, die keine Geschichte hätten. In Wirklichkeit haben sie nur die Wahl zwischen Leben oder Tod; für alle gilt das Bild vom Einatmen und Ausatmen oder vom Sichausdehnen und Sichzusammenziehen des Herzens, was die Physiologen Diastole und Systole heißen; für Goethe war diese Allegorie „die ewige Formel des Lebens".

Nach diesen wenigen Andeutungen möge der Leser sich selbst ausmalen, was von Schlagworten wie Dynamik und Statik, revolutionär und reaktionär zu halten sei; er wird das „europäische Gleichgewicht" nicht überschätzen und Verträge nie für ewig unveränderlich halten. Pantha rhei — und, wie Heraklits Schüler hinzufügten, Keiner kann zweimal in den gleichen Strom, die nämliche Welle steigen.

Raum und Zeit sind die Anschauungsformen, durch die wir Ordnung in das

---

[1]) Man denke an die Seelenzustände, wie sie durch folgende herausgegriffene Zitate angedeutet werden, denen man eher glauben wird als dem Verfasser.

Von Faust sagt Mephisto: „Ihn sättigt keine Lust, ihm g'nügt kein Glück, so buhlt er fort nach wechselnden Gestalten. . ."

Von den Frauen meint Vergil in der Aeneis: „Varium et mutabile semper." Bekannter ist das Lied „La donna è mobile" in Verdis „Rigoletto".

Lamartine rief einmal aus: „La France s'ennuie!"

verwirrend mannigfaltige Leben der Natur bringen; soweit das fortwährend sich wandelnde, im Grunde aber gleichbleibende Geschehen nicht Ameisenhaufen und Bienenstaaten, sondern Menschen betrifft, heißen wir es Geschichte. „Welch' Schauspiel! Aber ach! ein Schauspiel nur! Wo faß' ich dich, unendliche Natur?" Viele fromme Leute und sogar einige berühmte Philosophen gewahren in der Geschichte eine höhere Absicht und Fügung, wohl gar eine Entwicklung zu Zuständen größerer Vollkommenheit — — — Welch' tragisches Schauspiel — aber ach! kein Schauspiel nur! Dürfte zum Vergleich statt theologischer und teleologischer Sinnbilder nicht ein naturwissenschaftliches, aus dem Leben der Pflanzenwelt, herangezogen werden?

Die neueste Botanik prüft mit Vorliebe die Veränderungen im scheinbaren Gleichgewichtszustand der Pflanzenformationen. Sie verfolgt die Besiedelung von Neuland, z. B. in Flußauen oder auf Bergen, die ihres grünen Kleides beraubt wurden. Bescheidene Flechten und Moose stellen sich ein und schaffen neuen Humus; allmählich gedeihen Sträucher und Kräuter, aus denen sich mit der Zeit ein Wald erhebt; doch die Holzarten selbst befehden sich zäh um Nahrung und Licht. Die lichtbedürftigen Bäume (z. B. Eichen) werden den schattenertragenden (z. B. Buchen und Tannen) weichen. Vielleicht bleibt ein reiner Buchenwald Sieger, oder aber es kann eine Rückbildung stattfinden, indem der Boden sich erschöpft und einen Fruchtwechsel verlangt, sodaß das Gehölz degeneriert, von Kräutern und Stauden überwuchert wird, die ihrerseits oft wieder noch bescheideneren Gewächsen Platz machen; wo Wald rauschte, kann ein Moor schwanken. Die dynamische Botanik spricht von „Successionen" und sieht eine Entwicklung zum „Klimax" oder „Schlußverein". Manch' herrlicher Wald wird zum Volk ohne Raum. In größtem Maßstab haben sich russische Wiesensteppen in Eichenbestände und diese in Buchenwald umgewandelt; die Buchenwälder aber wurden in historischer Zeit zu Fichten- und Tannenwaldungen, die ihrerseits weithin Steppen und Hochmooren wichen. Prächtig heißt der Forstmann Franz Heske in Tharandt solchen Wandel den „Strom der Natur zu den standortsgerechten Endzuständen".

Sollte in dieser Lehre nicht die politische Geschichte mit ihrem Suchen nach Gleichgewichts-, Klimax- und Endzuständen und vermeintlichen Schlußvereinen, mit dem erbitterten Kampf der Völker um den Platz an der Sonne, um Kolonien und Absatzgebiete, um Ölfelder und Geburtenziffern, mit den „ewigen" Friedensverträgen und den immer wieder erneuten Aufstiegen und Niedergängen ihr natürliches Gegenbild haben?

Doch es könnte scheinen, wir vergäßen unser Thema. Es geht uns wie dem Knaben Parsifal, der wähnt, er sei auf seinem Weg zur Burg schon weit — und belehrt wird: Zum Raum wird hier die Zeit.

Ganz natürlich sollen Zeitrechnungen im verwirrenden Strom der Successionen Haltestellen und Wegweiser bieten. Es ist begreiflich, daß die Hellenen von der Olympiade des Jahres 776 v. Chr., die Römer von der Gründung ihrer Stadt 753 an, Ägypter, Sumerier, Chinesen seit einer Dynastie, wir Christen vom freilich ungenau berechneten Geburtsjahr Christi an, die Mohammedaner seit der Hedschra usw. die „Zeit" zählen. Und Juden und Byzantiner taten es nicht unter einer „Weltära". Evangelische Gebiete behielten lange eine in Unordnung geratene Zeitrechnung bei, um nicht die von einem Papst eingeführte bessere annehmen zu müssen. Freue sich auch, wer da mag, daß es in der Schweiz schon eine Raurachische Republik gab, einen Kanton Léman, einen Kanton Säntis. Tell ist seit 130 Jahren zu einem beliebten Vornamen in der welschen Schweiz geworden. Hingegen sind in revolutionärem Überschwang gewählte Namen wie etwa Leroi Dix-Août oder Pétion National-Pique verschwunden. Kann die Natur einen Marat nicht vermeiden, hat sie doch auch gleichzeitig eine Charlotte Corday hervorgebracht. Trägerinnen von zeitdokumentarischen Neubildungen, wie Thermidorine, Joffrette, Cadornina, Goebbeline, Saarlotte dürften ihren Taufpaten nicht allzu lange dankbar bleiben. Wir loben uns jene russischen Soldaten, die einst rufen sollten: es lebe die Konstitution! — und sich unter dem Fremdwort die hübsche Gemahlin des Großfürsten Konstantin vorstellten. Einen wahren Demokraten kann diese Anekdote nicht enttäuschen, geschweige einen Sozialisten, denn wichtig ist, daß etwas gerufen wird, nicht was gerufen wird.

Versenkt man sich in die paar Jahrtausende einigermaßen zu überblickender

Weltgeschichte, so erscheint die wiederholte Einführung neuer Revolutionskalender sowohl tragisch wie komisch. Wir wollen uns hier mit der jüngsten Zeitdatierung Neuroms nicht beschäftigen, obgleich es uns stört, sogar in an unsern Schulen gebrauchten Büchern tessinischer Schriftsteller lesen zu müssen, sie seien „im dritten Jahr des Siegs" gedruckt. Ganz gebräuchlich ist heute das Zählen der Zeit seit der faschistischen Revolution. Vorbild für diesen neuen Kalender war wohl jener, den Romme, Lagrange und Fabre d'Eglantine für die erste französische Republik bearbeiteten und der am 5. Oktober 1793 in Kraft trat und den in allen früheren Jahrhunderten gewohnten „Sklaven-Stil" für immer aufhob — bis am 1. Januar 1806. Wir kommen auf diesen allgemein (wenn auch oberflächlich) gekannten Republikanischen Kalender noch zurück. Daß romanische Völker das Bedürfnis nach „neuer Zeit" besonders lebhaft spüren und sie sich jubelnd durch einen neuen Kalender zu sichern glauben, scheint begreiflich; eher könnte man sich verwundern, daß Spanien all' sein junges Glück in Jahrzahlen alten Stils zu ertragen vermag... Aufmerksamer würden wir schon, wenn Engländer und Skandinavier das Bedürfnis nach neuer Zeitrechnung spürten. Und nun gar die Deutschen, ein von Natur aus konservatives Volk, das früher wie kein anderes oberflächlichen Phrasen und leeren Festen abhold schien. Könnte man sich im Ernst vorstellen, daß unter Deutschen eine Dame theatralisch zur Göttin der Vernunft gekrönt würde? Daß in einer deutschen Hauptstadt eine riesige „Statue der Natur" errichtet würde wie jene auf den Trümmern der Bastille? Daß ein deutscher Hérault feierlich mit einer Kelle das aus den gipsernen Brüsten der Säule spritzende Wasser schöpfte, davon tränke und unter Musik, Gesang, Tanz und Kanonendonner würdevoll sein Gebet an die „Natur" richte? — Wehe dem Tag, an dem wir es uns vorstellen könnten! Immerhin, auch Deutschland erwacht aus mancherlei Rückständigkeiten. Frohe Wochen, saure Feste scheint sein künftig Zauberwort...

Ausgerechnet vom Reichsnährstand, der nationalsozialistischen Organisation der Landwirtschaft, welcher alle deutschen Bauern und Bäuerinnen angehören müssen, wurde ein Kalender herausgegeben, der sich neben den revolutionärsten sehen lassen darf. Er bezweckt die geistige „Aufnordung". „Aus Blut und Boden" soll eine neue, adelige, nordische Rasse erwachsen. Während die französisch-italienischen Revolutionsphrasen auf Glanzzeiten der altrömischen Republik zurückgriffen, ersetzt der nationalsozialistische Bauernkalender die üblichen christlichen Heiligen durch Namen und Sinnbilder altgermanischer Mythologie. Alles könnte mit Runen geschrieben sein. Liest man sich in diese Edda- und Nibelungensprache hinein, empfindet man bald nur etwa noch den Namen des Herausgebers selbst, des Reichsbauernführers Darré, als fremden Klang und kleinen Schönheitsfehler. Darré! Mit Accent aigu. Ist es nicht sonderbar, daß die allerdeutschesten Gedanken und Pläne so oft von Persönlichkeiten angeregt und leidenschaftlich verfochten werden, deren Namen nicht gerade urdeutsch klingen? Man denke etwa an De la Motte-Fouqué, an Fontane, an Gobineau, an Chamberlain... Sogar Hitler und Goebbels entsprechen kaum dem urgermanischen Idealtypus. Anderseits kannten wir blauäugige, semmelblonde Prachtgestalten von der Waterkant, die rettungslos undeutsch fühlten — barer verkörperter Kitsch. Die Immigranten sind für Deutschland ohne Zweifel wertvoller als die Emigranten...

Germanen-Kalender wurden freilich schon früher herausgegeben, namentlich in Österreich von deutschvölkischen, antisemitischen Kreisen und der „Los von Rom-Bewegung". Aber zum ersten Mal wird sozusagen folgerichtig christliches durch heidnisches „Brauchtum" ersetzt. Was fühlt und denkt wohl die deutsche Bäuerin, wenn sie im neuen Kalender Weihnachten sucht und nicht findet? In der Tat heißen der 24. und 25. Dezember nun „Baldurs Lichtgeburt" und „Jul-Kindchen". Der Dreikönigstag bisherigen Stils wird zum „Drei-Asentag", St. Petri-Stuhlfeier kurz zu „Donars-Stuhlfeier", das Fest der Himmelfahrt Christi zu „Donars Hammer-Heimholung", St. Peter und Paul zu „Tius Fest der Halbjahresscheide" usw. Darob natürlich tiefe Entrüstung weiter kirchlicher Kreise. Der Zorn protestantischer Theologen mag aber kühl lassen, denn es ist von evangelischer Seite so lange Abgötterei mit alttestamentarischen Namen getrieben worden, daß eine Reaktion heute begreiflich scheint. Wer systematisch den Geist in fremde Bahnen zu lenken versucht, darf sich nicht wundern, wenn die Reformation neuerdings reformiert und dabei das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird. Eine geschmacklose

Übertreibung ist der Ersatz des Karfreitags durch den geschichtlich anfechtbaren Gedenktag „an die 4500 von Karl dem Schlächter ermordeten Sachsen und an die neun Millionen der andern ermordeten, totgefolterten und verbrannten Rechtskämpfer, Glaubenshelden, Ketzer und Hagdisen". — Begreiflich ist die Erregung im katholischen Lager. In der Kundgebung des Bischofs Berning von Osnabrück steht: „Ich bin erstaunt und auf's tiefste erschüttert, daß der Reichsnährstand, dem alle deutschen Bauern und Bäuerinnen angehören müssen, dem christlichen deutschen Bauernstande diese Kalender anbietet ... und jedes christliche Empfinden auf das Tiefste verletzt..."

So sehr wir diesen Aufruf des Kirchenvertreters verstehen und seinen Bekennermut würdigen, so wenig schätzen wir haßerfüllte Ausfälle aus dem Hinterhalt. Zeitungen, denen christliche Fragen sonst sehr fern stehen, benutzen eifrig auch diesen Anlaß, gegen Deutschland zu hetzen. Leute, deren Christentum sich sonst darauf beschränkt, gern Schweinefleisch zu essen, wüten gegen die „deutsche Barbarei" und die „unerhörten Christenverfolgungen". Ein paar Lehrer im Kanton Bern, denen Sozialdemokratie höhere Bildung ersetzt, sagten uns vor kurzem, solche Zustände hätte es bisher nur unter Dschingis Chan gegeben. —

Im November 1793 beschloß der französische Konvent die Einführung des Kultus der Vernunft und Abschaffung des Christentums. Die Kirchen wurden geplündert, Reliquien verhöhnt. Unter unermeßlichem Jubel tanzten Weiber in Bischofsmützen und Priesterornat die Carmagnole. Madame Momoro stellte die Gottheit der Natur dar; Chaumette entschleierte sie und führte sie dem Präsidenten zu, der sie küßte. Alles jauchzte Beifall und der ganze Konvent folgte der hübschen Göttin nach dem Tempel der Vernunft (früher Notre Dame genannt) und sang Hymnen auf den Peuple-Dieu, die Natur und die Vernunft. Der Sprecher jenes Bacchantenzugs begrüßte die neue Zeit: „So erkämpft die Vernunft ihren großen Sieg über den Fanatismus. Eine Religion voll Irrtum und Blut ist vernichtet. Sie verschwindet von der Erdoberfläche. Muse der Geschichte, zerbrich deinen Griffel!" Und der Konventspräsident antwortete entzückt und rühmte von den Parisern: „In einem Augenblick macht ihr achtzehn Jahrhunderte des Irrtums ins Nichts verschwinden." Eine Deputation von Lehrern erschien vor dem Konvent und verlangte durch den Mund eines dazu abgerichteten Kindes Abschaffung für immer des „Gebets zu einem sogenannten Gott". Taufen und Trauungen fanden in ganz Frankreich nicht mehr statt.

Schon vorher war die neue Zeitrechnung in Kraft getreten. Der Konvent begrüßte sie: „Die Zeit rollte ein neues Buch der Geschichte auf. In ihrem neuen Gange, majestätisch und einfach, soll auch ein neuer, reiner Grabstichel die Annalen des wiedergeborenen Frankreichs aufzeichnen. Große Völker haben nur ihre eigene Zeitrechnung. Die Römer zählten von der Gründung Roms, wir zählen von der Gründung der Freiheit und Gleichheit."

Die Anordnung des französischen Revolutions-Kalenders dürfen wir als bekannt voraussetzen, umso mehr, da er ja nach der Erlösung der alten Eidgenossenschaft und während der Helvetik auch in der Schweiz Geltung besaß. Unpatriotische Nörgler, denen sogar in jener glorreichen Zeit nicht alles gefiel, seien daran erinnert, daß es doch ganz anders klingt, wenn man z. B. statt im März 1798 im Germinal des Jahres VII der Freiheit bestohlen wird oder wenn eine Gewalttat im Floréal des Jahres VIII der Vernunft stattfindet. Der Ton macht die Musik. Die blendenden Vorteile solcher Ausdrucksweise scheinen Schweizern und Franzosen etwas abhanden zu kommen; umso begrüßenswerter ist es, daß Völkerbund und Italiener sich ihrer noch bedienen. Als Frist für die Mußezeit der Divisionen „Gavinana", „3. Januar", „21. April", „Gran Sasso" usw. wird n i c h t das Aufhören der Regenzeit genannt, sondern ein unverfängliches Datum.

Wir sahen, welche Empörung der deutsche Bauernkalender weckte, welche Begeisterung weit über die Landesgrenzen hinaus aber der französische Revolutions-Stil. Es wird jenem schwer verargt, daß er Ostern der germanischen Göttin Ostara widmet, Weihnachten dem Lichtgott. Im französischen Kalender ist z. B. Allerheiligen, der 11. Brumaire, mit Bocksbart bezeichnet, Mariae Verkündigung, am 5. Germinal, mit Henne (poule); Weihnachten, der 25. Dezember = 5. Nivôse, heißt Chien. — Dabei handelt es sich nicht um Zufälle, sondern um beabsichtigte Blasphemie.

Es sollte unnötig sein, noch von den Christenverfolgungen in Sowjetrußland und von der aufdringlichen Gottlosen-Bewegung zu sprechen. Die paar andeutenden Vergleiche dürften für nicht böswillige Leser genügen. Aus dem geschichtlichen Nach- und Nebeneinander läßt sich sehr viel lernen, wäre es auch nur die bittere Wahrheit: Si duo faciunt idem, non est idem. Doch, entschuldigen Sie, wir nehmen natürlich jene paar bernischen Lehrer und einige marxistische Pfarrer und Journalisten aus, denn diese Herren haben selbstverständlich nichts mehr zu lernen.

Karl Alfons Meyer.

Bücher Rundschau

Die politischen Briefe von Wilhelm von Humboldt,

zugleich nachträgliche Worte zu seinem hundertsten Todestage, den 8. April 1935.

Bei den Gebildeten der Welt deutscher Sprache lebt Wilhelm v. Humboldt weniger durch seine eigenen Werke fort, als durch das Lebensbild, das in dem Buche über Gabriele von Bülow, seiner Tochter, auch von ihm gezeichnet ist. Daneben sind es seine Briefe an eine Freundin und der mit seiner Gattin, Karoline v. Dachenröden, gepflegte, in sieben stattlichen Bänden vorliegende Briefwechsel, die eine lebendige Beziehung zu ihm gewähren; aber sonst zählt er zu den Großen, vor denen man sich aus der Ferne verneigt, ohne sie näher zu kennen. Und doch besitzen wir eine Darstellung seines Lebens, die zu den schönsten Denkmälern unseres Schrifttums gehört, die von Rudolf Haym, welche die Fülle seines Wesens, selbst ohne Kenntnis der reichen, erst später erschlossenen Quellen, zu einem eindrücklichen Gesamtbilde gestaltet hat. Wer sich in reiferen Jahren, etwa von diesem Buche aus, mit seinem Lebenswerk vertraut zu machen sucht, für den hat sich eine unerschöpfliche Schatzkammer aufgetan, selbst wenn er sich in den eigentlich wissenschaftlich-philosophischen Werken nicht so ganz zurechtfinden kann und es bei einer scheuen Bewunderung muß bewenden lassen. Die Sprödigkeit und nackte Abgezogenheit von Humboldts Sprache, so gedankenklar sie sein mag, macht das Studium dieser Werke zu einer Aufgabe, der nur Wenige gewachsen sind. Um so genußreicher ist es nun aber, sich in das Leben dieses Mannes zu vertiefen, wie es sich in der großen Zahl seiner Briefe, seiner Tagebücher (z. B. mit den, wie uns dünkt, noch nicht ausgeschöpften Aufzeichnungen über eine Schweizerreise) und den staatspolitischen Schriften offenbart, jetzt nun auch in den für die große Ausgabe seiner Werke von der preußischen Akademie der Wissenschaften neu herausgegebenen politischen Briefen (in B. Behrs Verlag, Berlin).

Humboldt hatte nach ausgedehnten Lehr- und Wanderjahren die preußische Gesandtschaft bei der Kurie in Rom bekleidet und dort die glücklichsten Jahre, wenn sie auch durch den Tod des ausgezeichnet schönen und begabten ältesten Knaben überschattet waren, zugebracht; als er nun durch Preußens Niederlage 1806 veranlaßt wurde, zur Besorgung eigener Angelegenheiten in die Heimat zu reisen. Da erging der Ruf des Königs, Friedrich Wilhelms III., an ihn, die Hauptabteilung für Kultus und Unterricht zu übernehmen und neu zu ordnen. Er zögerte lange, worüber die angezeigten Briefe Aufschluß erteilen, teils weil ihm der Aufenthalt in Rom unendlich am Herzen lag, und teils weil ihm die angebotene Stellung nicht abgeklärt erschien. Die Annahme verlangte dann die Übersiedlung nach dem kimmerischen Königsberg. Aus dieser Zeit seiner Tätigkeit für den Aufbau des Bildungswesens in Preußen enthält die erwähnte Briefsammlung die wichtigsten und fesselndsten Berichte.

Diejenigen aus Rom, mit denen der Band beginnt, enttäuschen etwas, weil wenig Persönliches darin steht und kaum ein Ton von dem Glück, in der ewigen Stadt zu sein, vernehmbar ist. Vielfach sind die Briefe, wie auch alle späteren an Hardenberg und andere hohe Stellen in Berlin, vornehmlich auch an die Prinzessin von Radzinill, französisch abgefaßt, unerfreulich in ihren langfädigen Wendungen